Monatschrift

der

Oesterreichisch-Israelitischen Union.

Nr. 3 Wien, März 1901 13. Jahrgang

Vereinsversammlungen im März.

Samstag, 2. März, präcise 8 Uhr abends, im Restaurant Khuner, I., Adlergasse Nr. 6, Vortrag des Landtags-Abgeordneten **Dr. Ferdinand Kronawetter:**

„Confession und Staatsbürgerrecht.“

Samstag, 9. März, präcise 8 Uhr abends, im Restaurant Khuner, I., Adlergasse 6, Vortrag des Schriftstellers **Bernhard Münz:**

„Strömungen in der Politik.“

Samstag, 16. März, präcise 8 Uhr abends, im Restaurant Khuner, I., Adlergasse 6, Vortrag des k. k. Bauraths **Wilhelm Stiassny:**

„Das jüdische Museum für historische Denkmäler“
(Mit Demonstrationen).

Samstag, 23. März, präcise 8 Uhr abends, im Restaurant Khuner, I., Adlergasse 6, Vortrag des Schriftstellers **Ernst Victor Zenker:**

„Der Hunger in Russland.“

Dienstag, 2. April, findet die diesjährige

„General-Versammlung“

der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“ statt, deren Tagesordnung im April-Hefte unserer Monatschrift angezeigt wird.

Nach den Vorträgen gemeinsames Abendessen.

Die Damen unserer Vereinsmitglieder sind herzlichst willkommen, für von Mitgliedern einzuführende Gäste wolle man Eintrittskarten im Vereinsbureau, IX., Berggasse 20, beheben.

Besondere Einladungen für diese Versammlungen werden den Herren Vereinsmitgliedern nicht zugesendet. Wir bitten daher, diese Ankündigung zu beachten.

Jüdische Reaction.*)

Während man bisher der Meinung war, dass in Oesterreich die politische Durchschnitts-Intelligenz der Juden grösser sei, als die der Christen, beweist die durch den Antisemitismus erzeugte Bewegung der jüdischen Geister, dass diese Annahme eine irrige war.

Gleichwie die materielle Nothlage der christlichen Mittelstände von den Reactionsparteien mit Hilfe ehr- und gewinnsüchtiger Streber dazu benützt worden ist, die Geister zu verwirren und sie den Zwecken der Reaction dienstbar zu machen, so wird die unter den Juden als natürliche Folge des Antisemitismus reichlich vorhandene Kränkung und Verbitterung von Schwärmern, Fanatikern, Obscuranten und Strebern dazu missbraucht, einen Atavismus grosszuziehen, welcher, indem er die Juden in die Gedanken- und Gefühlswelt vergangener Zeiten zurückführt, sie ihren wahren politischen Zielen entfremdet und in ihnen unerfüllbare Hoffnungen erweckt.

Das gilt wohl nicht von allen Juden, leider aber von einem grossen Theile derselben, denn es geht seit langem schon ein unverkennbarer innerer Riss durch die Judenschaft, welcher durch Besitz und modernes Denken erzeugt und von der Noth der Zeit nothdürftig verkleistert ist.

Es ist wahr, die moralische Nothlage der Juden ist gross. Darüber kann aller äussere Glanz, können alle Verleihungen von Orden und Titeln nicht hinwegtäuschen. Was nützt es, dass man die Juden einerseits mit Würden schmückt, wenn man andererseits ihre wertvollste, die Menschenwürde, ungestraft mit Füssen treten lässt?

Die heutigen Zustände erinnern lebhaft an die vormärzlichen, welche Börne in einem seiner Wiener Briefe geisselt, indem er erzählt, dass die Juden wohl mit „Herr von“ tituliert, aber deshalb nicht weniger missachtet werden.

Im gesellschaftlichen Verkehre eingeengt, vom nationalen Leben so viel wie ausgeschlossen, in ihrem Berufsleben vielfach gehindert, suchen die Juden von heute im confessionellen und — soidisant — nationalen Zusammenschlusse Stütze und Stab, an welchem sie ihre gedrückten Gemüther erheben können. Allein dieser Zusammenschluss soll und darf nicht ins Reich der Utopie führen, wie dies bei einzelnen Bewegungen der Fall ist, oder in Härte und Ungerechtigkeit seinen Ausdruck finden, denen man heute vielfach innerhalb der Judenschaft ihren Vertretern gegenüber begegnet. Der alte Erfahrungssatz, dass gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen, findet eben auch hier seine Bestätigung. Anstatt ihre Lage im Zusammenhange mit den grossen

---

*) Wenn wir auch nicht in allem dem Standpunkte des verehrten Herrn Einsenders beizupflichten in der Lage sind, wollen wir es uns doch nicht versagen, die Ansicht eines angesehenen, der Judenschaft zur Ehre gereichenden Mannes unseren Lesern zu vermitteln. D. R.

Zeitfragen von der Höhe des Zeitgeistes herab anzusehen und zu beurtheilen, anstatt sich zu sagen, dass der Antisemitismus eine Erscheinungsform des weltbewegenden Kampfes zwischen Fortschritt und Rückschritt, ein Product der allgemeinen socialen und nationalen Gährung ist, welcher gegenüber die Juden ohnmächtig sind, fassen ihn viele unter ihnen unter dem bornierten Gesichtspunkte der Confessionalität und des Sonderinteresses auf und versuchen es, ihm mit kleinen Mitteln beizukommen. Als ob man einen grossen Brand mit Handspritzen löschen könnte!

Die Emancipation der Juden war eine Frucht der Freiheitsbewegung des 48er Jahres, und sie liegt derzeit mit der Freiheit darnieder; und ebensowenig, als sich die Juden damals allein geholfen haben, ebensowenig vermögen sie dies heute zu thun, wie begreiflich auch der Versuch der Selbsthilfe erscheint, und wie nützlich sich derselbe auch in manchen Stücken erweist.

Am 18. März 1848 hielt der berühmte Kanzelredner Mannheimer anlässlich eines Dankfestes, welches die Wiener Judenschaft für die Bewilligung der Constitution veranstaltet hatte, eine Rede, welche sich in der Hauptsache mit dem Gesagten deckt, und deren markanteste Stellen lauten:

„Aber kein Wort, kein Schritt für uns! Keine Petitionen, keine Bittschriften, keine Bitten und Klagen um unser Recht; wir haben genug 30 Jahre lang gebeten, fussfällig die Hände erhoben! Nichts mehr davon! Wir nehmen und tragen jetzt unser Geschick, erheben nicht eine Hand für unser Recht! Erst das Recht, als Mensch zu leben, zu athmen, zu denken, zu sprechen! Erst das Recht des Bürgers, des edlen, freien Bürgers in seiner Berechtigung, in seiner würdigen Stellung — nachher kommt der Jude. Man soll uns nicht vorwerfen, wir denken immer und überall und zunächst an uns. Wir sind die Leidenden in jedem Falle; wo die rohe Gewalt einbricht, bricht sie gegen uns ein, wo die Gewalt der Herrschaft reagiert, reagiert sie gegen uns. Alle Beschränkung über uns, alle Ausschliessung über uns! Thut nichts! Auch unsere Zeit kommt und bleibt nicht aus!“

Klingen diese herrlichen Worte, allerdings mit gewissen Einschränkungen, welche durch die veränderten Verhältnisse geboten sind, nicht so actuell, als wären sie gestern gesprochen worden? Lebte Mannheimer noch, er stünde gewiss nicht auf Seite der jüdischen Ultramontanen und National-Radicalen!

Gewiss! Die Noth, sei sie nun physisch oder moralisch, regt die Phantasie der von ihr Betroffenen an und auf und lässt sie an Dinge glauben, welche der nüchterne Verstand abweist! So glauben die wirtschaftlich bedrängten christlichen Mittelclassen im Antisemitismus ihr Heilmittel gefunden zu haben, wie die Juden theils der Phantasmagorie eines Neu-Judäa nachjagen, theils als jüdisch-politische Partei zu Felde zu ziehen versuchen.

Beide aber irren gewaltig; denn so wenig man die Juden verdrängen kann, ohne den Staat den schwersten ökonomischen Gefahren und Erschütterungen auszusetzen, ebensowenig können

sich die Juden allein helfen, und sie dienen in ihren, bis zu einer gewissen Grenze begreiflichen Irrthümern bewusst und unbewusst der grossen Feindin cultuıellen Fortschrittes: der Reaction.

So lange diese aus den nationalen und sonstigen Wirren des Reiches, welche sie in Erkenntnis des hohen Wertes, den dieselben für ihre Zwecke haben, unausgesetzt nährt, ihre Kräfte ziehen darf, so lange ist an eine Besserung der allgemeinen, also auch der Lage der Juden, nicht zu denken. Inzwischen kann wohl jüdische Kleinarbeit da und dort manches Gute leisten, vermag jüdisches Parteileben die verdüsterten Gemüther vorübergehend aufzuhellen, indem es dieselben mit der Hoffnung auf Erfolge erfüllt, allein wirklich zu helfen vermag es nicht, denn es fehlt ihm die wichtigste Voraussetzung für die fruchtbare Thätigkeit einer Partei: Das Ansehen und der Einfluss auf die massgebenden Factoren des Staates und der Gesellschaft, deren Interessen derzeit den jüdischen diametral entgegengesetzt sind.

Jetzt wie im Vormärz kann also die Judenschaft nur aus der vollen Hingabe an die politischen Ideale, welche ja auch damals schon zum Theile social politische waren, Halt und Kraft schöpfen, und nur eine allgemeine, durchgreifende fortschrittliche Bewegung kann ihr zum Nutzen gereichen.

Wer genau hinsieht, wird finden, dass der äussere Antisemitismus seinen Höhepunkt überschritten hat, denn man scheint nachgerade zur Einsicht gelangt zu sein, dass Excesse, wie solche im grossen in Galizien und Böhmen sich zugetragen haben und im kleinen sich fast täglich da und dort abspielen, die öffentliche Ordnung aufs Höchste gefährden und die Civilisation schwer schädigen, und verfolgt nun, nachdem man lange genug wohlwollend der Entwicklung der Bewegung zugesehen hat, die bethörten Thoren mit der ganzen Strenge des Gesetzes.

Die Richtigkeit dieser Behauptung erhärtet ein strenger Rechtsspruch, welcher in den letzten Tagen von einem Wiener Richter einem antisemitischen Excedenten gegenüber mit der interessanten Begründung gefällt wurde: dass der Fall „symptomatisch“ sei.

Diese Strenge im Vereine mit den wachsenden Uebergriffen des Clerus muss früher oder später der gedankenlosen Menge über die wahren Ziele des Antisemitismus die Augen öffnen und sie zu der Erkenntnis führen, dass derselbe nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zwecke ist. Und nur auf diesem Wege ist Besserung zu erwarten.

Wo so viel Trennendes vorhanden ist, kann nur ein grosses Gemeinsames einigend wirken, und das kann bei der heutigen Lage der Dinge nur die Reaction sein, vorausgesetzt, dass nicht unvorhersehbare politische Ereignisse die Gemeinsamkeit erwecken werden.

Je schärfer die Reaction auftreten wird, desto schneller wird die Besserung erfolgen. Bis dahin aber wird auch die jüdische Reaction ihre traurige Thätigkeit fortsetzen können, deren Bilanz

aber nur darin bestehen wird, die Judenschaft zersetzt und einigen Schwärmern und Strebern zu Erfolgen verholfen zu haben, um dann, haltlos wie sie ist, in sich zusammenzubrechen. Sollte der Zionismus als Wortführer derselben inzwischen hinsichtlich der Colonisation Erfolge erzielen, was jedoch in Anbetracht des erwachten Misstrauens der Türkei nicht zu erwarten ist, so werden wir dieselben freudig begrüssen, denn wir verkennen nicht, dass die ökonomische Nothlage der Juden vielfach eine grosse ist.

Mittheilungen der „Oesterr.-Israelit. Union".

Samstag den 9. Februar hielt Reichsraths-Abgeordneter Doctor Julius Ofner vor einem zahlreichen Publicum in der „Oesterreichisch-Israelitischen Union" einen Vortrag, in welchem er die Bilanz aus den letzten Reichsrathswahlen zog. Die Ausführungen des Vortragenden gipfelten in dem Satze, dass die Juden trotz aller Anfeindungen sich als freie Staatsbürger fühlen, und bemüht sein müssen, im Vereine mit allen anderen freisinnigen Elementen die clericale Reaction zu bekämpfen. Dem Vortrage folgte stürmischer Beifall. Es entwickelte sich sodann eine animierte Debatte, an welcher sich die Herren Architekt Marmorek, Dr. Meitner, Bezirks-Rabbiner Dr. Rosenmann, Secretär Fleischer, Dr. Bloch und Dr. Ofner betheiligten.

*

Samstag den 16. d. M. fand im Restaurant Khuner eine Vereinsversammlung der „Oesterr.-Israelit. Union" statt, welche von einem sehr zahlreichen, distinguierten Publicum besucht war. Unter den Anwesenden befanden sich u. a. der Vicepräsident der Wiener Cultusgemeinde Landes-Schulrath Dr. Gustav Kohn, die Cultusvorsteher Bezirks-Schulrath Dr. Marcus Spitzer, Director Dr. Simon, Architekt Max Fleischer, Ober-Ingenieur Arthur von Mises, H. Eltbogen, ferner Director Heller, kais. Rath Schefftel, Custos Dr. Münz etc. Auch viele Damen bekundeten ihr reges Interesse für die eifrige Thätigkeit, welche die „Union" entfaltet.

Präsident kais. Rath Ružička eröffnete die Versammlung mit einigen allgemeinen Mittheilungen. Mit lebhaftem Beifalle wurde die Bekanntgabe begrüsst, dass die Zahl der Vereinsmitglieder innerhalb einer Woche um 140 gestiegen sei und bereits 2800 betrage, und dass die Werbearbeit unausgesetzt fortdauere.

Hierauf hielt, sympathisch begrüsst, Herr Rabbiner Dr. Taglicht den angekündigten Vortrag über „die ältesten jüdischen Volksschulen".

Auf Grund talmudischer Quellen entwarf Dr. Taglicht ein Bild von der Gründung und Fortentwicklung der jüdischen Volkschule. Ohne Deuteleien wurden die pädagogischen Einsichten der Rabbiner vorgeführt, die spärlichen Notizen über Entstehung, Einrichtung der Schulen, über die Methode des Unterrichtes zu einem abgerundeten Ganzen verarbeitet. Ueberraschend ist die Wahrnehmung, dass die moderne Erziehungslehre über die im Talmud niedergelegten pädagogischen Grundprincipien nicht gar weit hinausgekommen ist. So lautet die Verordnung des Schuloberhauptes Abba Areka, dass Kinder vor dem sechsten Lebensjahre zum Unterrichte nicht zuzulassen seien. Gründlichkeit, knappe Vortragsweise ist die erste Anforderung, die an den Lehrer gestellt wird. Das Kind solle womöglich die ganze Schulzeit hindurch bei einem Lehrer bleiben, damit Verschiedenheit der Sprache und Methode das Kind nicht verwirre u. a. m. Den ersten Anfängen zur Gründung der Volksschule begegnen wir 200 Jahre v. Ch. Hundert Jahre später gibt es in Palästina kaum eine Gemeinde ohne

Schule. Das jüdische Volk hatte die diesbezügliche erste Anregung mit grösster Begeisterung aufgenommen und alle Bestrebungen nach dieser Richtung hin kräftigst gefördert. Besonders hervorzuheben ist die hohe Stellung, die der Talmud dem Lehrer anweist. Die Lehrer sind die Säulen der menschlichen Gesellschaft, der sittlichen Weltordnung, denn sie erziehen die Generationen zur Sittlichkeit, zu einem gottgefälligen und menschenwürdigen Leben. Es wird darauf hingewiesen, dass, während bei den höchstentwickelten Völkern des Alterthums nur einige Auserwählte in das Wissen ihrer Zeit eingeführt wurden, im Judenthum die Pflicht des Lernens auf alle Kinder ohne Unterschied ausgedehnt war. Ausgangspunkt und Endziel alles Studiums ist für den Talmud die Gottesfurcht. Und die Juden wussten, dass die Religion der einzige Boden sei, in dem ihre Kraft wurzelt. Wir begnügen uns für heute mit diesem kurzen Auszuge, da der Vortrag in unserer nächsten Nummer im vollen Wortlaute erscheinen wird. Dr. Taglicht schloss mit den Worten des Talmud: „So lange die jüdischen Kinder in ihren Schulen mit der Thora sich beschäftigen, bleibt Israel unüberwindlich."

Anhaltender, stürmischer Beifall folgte den in hohem Masse fesselnden Ausführungen des Vortragenden.

Bei gemeinsamem Mahle entwickelte sich sodann über das Vortragsthema und über verwandte Gebiete eine sehr anregende Discussion, an welcher sich die Herren Prof. Dr. Ehrmann, Director Simon, kais. Rath Ružička, Dr. Bloch, Dr. Münz, Dr. Jakob Kohn und Rabbiner Dr. Taglicht betheiligten.

*

Wandervorträge der „Oesterreichisch-Israelitischen Union". In den letzten Wochen hat der Leiter unseres Rechtsschutz-Bureaus, Secretär Siegfried Fleischer, seine Wandervorträge in Wien, Nieder- und Oberösterreich fortgesetzt. Es wurden abgehalten: Sechs Versammlungen im zweiten Wiener Bezirke (Leopoldstadt), eine Versammlung im zehnten Wiener Bezirke (Favoriten), zwei Versammlungen in Baden bei Wien, je eine Versammlung in Floridsdorf, Stockerau, Krems, St. Pölten, Mistelbach und Linz. Bei all diesen Zusammenkünften gab sich das lebhafteste Interesse für die von der „Union" angestrebte Defensiv-Organisation aller österreichischen Juden kund, und es traten derselben circa 700 Mitglieder aus den genannten Städten und Bezirken bei. — Mit aufrichtiger Befriedigung verzeichnen wir die Thatsache, dass auch unter den jüdischen Frauen sich ein reger Eifer für unsere Bestrebungen zeigt. In Krems entsendeten die anwesenden Frauen die Gattin des ehrwürdigen Rabbiners, Frau Weiss, um dem Vortragenden und der „Union" den Dank der Frauen abzustatten, und in einer Versammlung beim „Goldenen Widder" in der Leopoldstadt trat Frau Katharina Kohn, Vorstandsmitglied des Brigittenauer Frauen-Wohlthätigkeitsvereines, auf die Tribüne, um ihre Glaubensschwestern in ergreifenden Worten zu rastloser Agitation für die „Oesterreichisch-israelitische Union" aufzufordern.

*

Unsere Monatsschrift findet im Jänner-Hefte der vom „Centralvereine deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" in Berlin herausgegebenen Zeitschrift: „Im Deutschen Reich" sympathische Besprechung. Die Redaction citiert die markantesten Stellen unseres „Aufrufes an die gesammte Judenschaft Oesterreichs" und schreibt hierzu: „Es ist hoch-

erfreulich, dass nun auch in Oesterreich die Erkenntnis sich Bahn gebrochen hat, dass nur durch den Zusammenschluss und durch energische Selbstvertheidigung der Antisemitismus zu bezwingen ist. Wir wünschen von ganzem Herzen, dass die Bestrebungen der „Union“ von Erfolg gekrönt werden.“

In dem erwähnten Aufrufe haben wir die Zahl der Mitglieder des „Centralvereines deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ auf über 30.000 veranschlagt. Wir haben damit offenbar zu tief gegriffen, denn die Redaction bemerkt hierzu: „Die Zahl unserer Mitglieder ist weit grösser, als die Wiener Herren annehmen.“ Wir können diese Thatsache nur neuerdings unseren österreichischen Glaubensgenossen als anspornendes und nachahmenswertes Beispiel hinstellen und erwidern die freundlichen Gesinnungen des Berliner Centralvereines mit brüderlichem Grusse und den aufrichtigsten Wünschen für dessen Gedeihen.

Correspondenzen.

Wien. In Spanien kracht es in allen Fugen. Nach dem Recepte der Antisemiten sind die Juden der Grund alles Unglücks, sagt ja schon Treitschke: „Die Juden sind unser Unglück.“ Aber in Spanien! Da gibt es keine Juden, nicht eine einzige Synagoge ausser denen, welche die Inquisition in Kirchen verwandelte. Wer ist da das Unglück? „Die Jesuiten,“ schreien die Spanier und stürmen die Klöster. Der Cassationshof in Madrid hat verfügt, dass die Adele Ubao, ein katholisches Mädchen von 24 Jahren, das sehr reich ist und das gegen den Willen der Eltern ins Jesuiten-Kloster gieng, den Eltern zurückzugeben sei. Michalina Araten aber wird von den Krakauer Felicianerinnen noch immer gefangen gehalten. In Oesterreich hört die Staatsgewalt noch immer vor den Klosterpforten auf, während sie sogar schon in Spanien in die Geheimnisse der Klöster eindringt!

Wien. Aufgemuntert durch das Beispiel des preussischen Justizministers, hat Herr Schönerer im Abgeordnetenhause eine Interpellation betreffs der Ueberhandnahme des Judenthums in den gelehrten Berufsständen, insbesondere auch im Richteramte, eingebracht. Unter Hinweis auf die Haltung des preussischen Justizministers wird der Ministerpräsident gefragt, ob er Sorge tragen wolle, dass in allen Zweigen der Staatsverwaltung künftig Juden nicht mehr oder nur in Ausnahmefällen angestellt werden. Herr v. Spens-Booden wird hierauf hoffentlich die richtige Antwort finden.

Budweis. Das hiesige jungczechisch-radicale Organ „Jihočeske Listy“, das oft in Judenhetze arbeitet, veröffentlicht seit längerer Zeit ein in Fortsetzungen erscheinendes Feuilleton unter dem Titel: „O Židostvu v zemich koruny České“ („Das Judenthum der Länder der böhmischen Krone“), das unter dem falschen Gewande der Geschichte die ärgsten Aufreizungen gegen die Juden enthält. So heisst es darin, dass unter Wenzel zehn Juden einen Priester, welcher das Altar-Sacrament zu einem Kranken trug, mit Steinen bewarfen, dass die Menge sodann 3000 Juden mordete und ihre Häuser in Brand setzte; dass ferner unter Vladislav I. der berechtigte (oprav něné), Hass der Bevölkerung gegen die Juden zum Ausbruche kam, dass im Jahre 1504 bei Strakonitz

eine Bäuerin und zwei Juden verbrannt wurden, weil sie ihr ein Knäblein abkauften, ihm das Blut entzogen und es getödtet haben. Ein Jahr darauf sei nach Budweis die Nachricht gekommen, dass der Jude Michael in Retz von einem Hirten ein Kind gekauft und ihm das Blut entzogen habe. Derselbe habe sich gerühmt, dass aus diesem Grunde ein Rabbiner aus Budweis zu ihm geschickt worden sei. All dies bleibt trotz § 302 Str.-G. unbeanständet.

Pilsen. (Zur Nachahmung.) An die Mitglieder der hiesigen israelitischen Cultusgemeinde wurde folgendes Circular versendet: „P. T. Die „Oesterreichische Israelitische Union“ in Wien ist eine Vereinigung, die es sich zu ihrer vornehmsten Aufgabe gemacht, den zahlreichen feindseligen Angriffen, denen das Judenthum in der Gegenwart ausgesetzt ist, mit wirksamen Mitteln zu begegnen. Der beiliegende Journalauszug legt in gedrängter Kürze Zeugnis dafür ab, in welch energischer und erfolgreicher Weise die genannte Vereinigung die bedrohten Rechte unserer Glaubensgenossen zu wahren bestrebt war. Aber noch viel grössere, weitausgreifende Actionen, die sich jedoch der öffentlichen Discussion entziehen, sind zum Schutze des Judenthums von der „Oesterreichischen Israelitischen Union“ in Angriff genommen worden. Diese segensreiche Thätigkeit der genannten Vereinigung ist aber mit sehr bedeutenden Auslagen verbunden, die nur dann gedeckt werden können, wenn die gesammte Judenschaft Oesterreichs diese Bestrebungen durch materielle Beihilfe unterstützt. Niemand ist klein genug, um den minimalen Beitrag für diese edle Vereinigung nicht aufzubringen, und niemand gross genug, um unter den heutigen Verhältnissen die Ohnmacht des einzelnen und das Bedürfnis, sich an die Gesammtheit anzulehnen, nicht herauszufühlen. Deshalb ergeht hiermit an die geehrten Mitglieder unserer Cultusgemeinde die ebenso höfliche als dringende Einladung, sich in den Dienst der guten Sache zu stellen und, dem Beispiele unserer Glaubensgenossen in den anderen grösseren Gemeinden unseres Vaterlandes folgend, dem Vereine „Oesterreichisch-Israelitische Union“ in Wien als Mitglieder beizutreten. Der Cultusvorsteher: Dr. Schanzer. Der Vertrauensmann für Pilsen der „Oesterreichische-Israelitischen Union“ in Wien: Ludwig Baum. — Der kleinste Jahresbeitrag ist auf 4 Kr. festgestellt, wogegen die Mitglieder die monatlich erscheinende Zeitschrift des Vereines gratis erhalten. Der Vereinsdiener wird in einigen Tagen behufs Entgegennahme Ihrer Beitrittserklärung bei Ihnen erscheinen.“

Aus Nordböhmen. Zu den mehrthätigen Debatten, welche im „Deutschen Fortschritts-Club“ des Abgeordnetenhauses über die Frage, ob in denselben Juden aufgenommen werden sollen, abgeführt wurden, liefert ein Artikel der deutsch-fortschrittlichen „Tetschen-Bodenbacher Zeitung“ eine bemerkenswerte Ergänzung. Es heisst in demselben

„Der Verlauf der Umformungskrise, welche die Fortschrittspartei durchmacht, gibt jenen Abgeordneten recht, welche es von Anfang an zurückgewiesen haben, sich zu einer Liebe zwingen zu lassen, die ihrem zersönlichen Empfinden und ihrer politischen Ueberzeugung widerspricht.“ „Die Deutsche Fortschrittspartei hat sich seinerzeit von den übrigen Resten der Vereinigten Linken losgelöst, und sie hat eine Wiedervereinigung mit ihnen bis jetzt stets zurückgewiesen, weil ihr diese Gruppen nicht national verlässlich genug waren. Die Fortschrittspartei hat also eine Verschmelzung mit diesen Elementen selbst zu einer Zeit vermieden, als sie vielleicht noch stark genug gewesen wäre, diese Elemente zu assimilieren und ihren Charakter als streng nationale Partei zu bewahren. Jetzt ist die ehemalige Fortschrittspartei in Böhmen decimiert, ihr Rest ist in der neuen Vereinigung das fünfte Rad am Wagen geworden, die Führung haben die Abgeord-

neten vom Geiste der Mauthner-Gruppe und die Antisemitentödter aus Wien, kann da ein deutschböhmischer Abgeordneter noch hoffen, in einer solchen Partei national so wirken zu können, wie es seiner persönlichen Ueberzeugung und dem Wilen seiner Wähler entspricht?“ „Wir haben in Deutschböhmen auch über den Freisinn eine etwas andere Meinung, als die Leute, für welche er keinen anderen Inhalt hat, als Philosemitismus. Es wurde schon vor den Wahlen in diesem Blatte dargelegt, dass die Bedeutung der Judenfrage von beiden Seiten arg überschätzt wird, und wir begreifen es von unserem Standpunkte vollkommen, dass ein nationaler Abgeordneter, auch wenn er kein Antisemit ist. sich lieber mit nationalen Kampfgenossen, die Antisemiten sind, verbindet, statt mit Philosemiten, welche national indifferent sind. Er beweist damit nur, dass ihm die nationale Frage höher steht, als die Judenfrage, und das wird wohl auch die Ansicht unserer Bevölkerung sein.“

Die Kluft in der „Deutschen Fortschrittspartei“ ist mittlerweile überbrückt und der famose Artikel des deutsch-böhmischen „Fortschritts“-Blattes überholt worden. Er beweist aber doch, wie fadenscheinig der Liberalismus der angeblichen Fortschrittsmänner aus Böhmen ist und wie sehr man Ursache hat, sich vor diesen Herren zu hüten.

Berlin. (Ein Verfassungsbruch.) In der Sitzung vom 31. Jänner hatte der Justizminister Schönstedt, angeregt durch eine Beschwerde des Abgeordneten Peltasohn über die Zurücksetzung der jüdischen Rechtsanwälte bei der Ernennung zu Notaren, diese ungleiche Behandlung der Juden rückhaltslos zugegeben, aber zu seiner Entschuldigung hinzugefügt:

> „Ich hätte nicht erwartet, dass nach dieser Seite hin von dem Herrn Abgeordneten Peltasohn gerade der Justizverwaltung Vorwürfe gemacht werden würden, die ja noch die einzige ist in der ganzen Monarchie, in der überhaupt jüdische Assessoren angestellt werden. Alle anderen Verwaltungen lehnen es ab, jüdische Herren zu übernehmen.“

Diese Praxis steht in offenem Widerspruche sowohl zu der Verfassung des preussischen Staates, als auch zu dem Reichsgesetze vom 3. Juli 1869. Artikel 12 der preussischen Verfassungs-Urkunde besagt.

> „Der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse.“

Und im Reichsgesetze vom 3. Juli 1869, das die Gleichberechtigung der Confessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung ausspricht, heisst es ausdrücklich:

> „Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden hierdurch aufgehoben. Insbesondere soll die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntnisse unabhängig sein.“

Mit gutem Geschick und guten Gründen kämpften die Abgeordneten Dr. Crüger (frs. Vp.), Rickert (frs. Vg.) und Dr. Barth (frs. Vg.) gegen das verfassungswidrige System in Preussen an. Nicht

mit Unrecht bemerkte Dr. Crüger, dass man sich über Erscheinungen wie den Dreschgrafen Pückler und die antisemitische Hetze in Konitz nicht wundern könne, wenn die Regierung selbst in dieser Weise verfährt.

Gegen den Verfassungsbruch haben fast sämmtliche Synagogen-Gemeinden Deutschlands feierlich protestiert. In Berlin fand eine grosse Protestversammlung jüdischer Staatsbürger statt, an welcher unter anderen theilnahmen:

Generalconsul Eugen Landau, Professor Dr. Mendel, die Geheimen Sanitätsräthe Dr. J. Boas und Dr. Wollner, Geheimer Medicinalrath Professor Dr. Senator, Professor Dr. Leopold Landau, die Stadtverordneten Kalisch, Dr. Nathen, Dr. Ginsberg und Louis Sachs, Abgeordneter Landgerichtsrath Peltasohn, Handelsrichter Maas, Justizräthe Cassel und Dr. Stern, Professor Doctor Philippsohn, Dr. Maybaum, Dr. Hildesheimer, die Directoren Paul Mankiewitz und Louis Ring u. s. w. Folgende Entschliessung wurde einstimmig angenommen: „Die versammelten jüdischen Bürger Berlins legen nachdrücklich Verwahrung ein gegen die aus den Reden des preussischen Justizministers vom 31. Jänner und 8./9. Februar d. J. ersichtlichen Verwaltungsgrundsätze, die mit aller Deutlichkeit ergeben, dass unsere Glaubensgenossen wegen ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Religion die Gleichberechtigung im preussischen Staatsdienst nicht geniessen.“

Feuilleton.

Dreihundert Jahre Shylock-Schimpf.

Vortrag, gehalten am 5. Jänner 1901 in der „Oesterr. Israelit. Union"
von **Adolf Gelber.**

Verehrte Damen und Herren!

Sie gestatten mir eine kurze Vorbemerkung. Ich bin kein Redner für alles, sondern ein Mensch, der immer nur den Karren zieht, vor welchen er gespannt wird, oder der mit der Sache alle Windungen und Wendungen mitmacht, die ihn eben lockt und reizt. Ich bin also ein undisciplinierter Redner, und wie es solchen zu gehen pflegt, gerathe ich zuweilen in Eifer, in Aufregung, und es passiert, dass ich etwas vergesse, oder dass ich mich in Phantasien verliere, wenn die Gelegenheit zu solchen am Raine blüht, oder aber dass ich zuweilen wild werde und über die Stränge schlage, so dass nicht jedes Wort, das ich in der Hitze der Rede ausspreche, just auf die Wagschale zu legen ist. Das muss ich vorausschicken, weil ich an Sie die Bitte habe, mir zu glauben, dass ich mir fest vorgenommen habe, heute und gerade heute, da ich in diesem Vereine spreche, einerseits alle Phantasie beiseite zu lassen, anderseits aber, wenn möglich, mich im Zügel zu halten und soviel Kälte aufzubringen, als mir Gott gegeben hat. Denn weder mit Kraftworten, noch mit Stimmungsmacherei und der Erregung von Gefühlen in Ihnen, die Sie ohnehin freundliche Zuhörer sind, ist bei dem Thema, über welches ich sprechen soll, etwas gethan. Mir scheint, wenn an politischer Stätte — und es ist ja hier ein politischer Verein — ein Redner anftritt, der über ein sogenanntes literarisches Thema sprechen soll, so kann das doch nur den Zweck haben, dass der politische Mensch, der Staatsbürger, der Zuhörer etwas davon in das politische, in das allgemeine Leben hinausträgt, um seinerseits in der Lage zu sein, wenn ihm je in der zu verhandelnden Materie mit Stich begegnet wird, mit Stich zu antworten, und wenn er sich angegriffen fühlt, auch über die Parade zu verfügen. Und darum wäre ich (und ich bitte es mir nicht als Unbescheidenheit auszulegen) inbetreff des kleinen und beschränkten Gebietes, dessen ich Herr bin, wirklich glücklich, wenn ich den hier anwesenden, sowie überhaupt allen Juden die Mittel mittheilen könnte, um ein ungeheuerliches und schreckliches Vorurtheil zu widerlegen. Täglich und überall zündelt und brandelt es ja, und man macht Anleihen bei der Literatur, um sie im politischen und socialen Kampfe zu verwerten. Heute macht man Wahlen und kämpft um Gemeinderaths-, Landtags- und Reichsrathssitze, und sind die Wahlen vorüber, in denen es gegen den Juden geht, dann flackert es in der Literatur und auf der Bühne wieder auf, und wir hören es wieder: Shylock, Shylock, Shylock!

Und sie wissen es ja überhaupt: wenn einer schon nichts zu sagen weiss und man sich auf neutralem Boden, bei einem Glase Wein oder im Eisenbahn-Coupé findet, dann kehrt man gern den Objectiven hervor, der unangekränkelt ist von dem Contagium der Zeit, und dann sagt man gewöhnlich seinem jüdischen Sitznachbar: „O, ich bin objectiv, ich trage keinen Hass in mir, ich anerkenne alles Menschenrecht, o, ich weiss es, Du speciell bist, trotzdem Du Jude bist — und immer ist es der einzelne, der so speciell ausgenommen und moralisch höher gestellt wird — gewisser Dinge ebenso wenig fähig als ich". — Aber immer folgt auf diesen typischen Vordersatz der Nachsatz, die heute zum literarisch-antisemitischen Arsenal gehörige Phrase: „Merkwürdig ist aber doch, dass Shakespeare, der doch weltkundig war und auch die Augen eines Menschenkenners hatte, die Figur eines Shylock aufgestellt hat, die so typisch und unvergänglich ist und ausgezeichnet mit allen Merkmalen der Wirklichkeit und wahrsten und vollkommensten Lebendigkeit!" Jedem von Ihnen, geehrte Herren, sage ich, wird es schon einmal so gegangen sein, im Tramwaywaggon, in der Sommerfrische, im Literatur-Salon, oder nach einer Vorstellung des „Kaufmanns von Venedig". Ich wäre darum glücklich, wenn ich Ihnen die Möglichkeit geben könnte, klarer in der Sache zu sehen, so dass man nicht immer beschämt dastehen und sich sagen muss: „Was soll ich darauf antworten"?

Aber indem ich das sage, muss ich noch etwas anfügen. Ich, verehrte Damen und Herren, habe keinen grossen, aber doch einen redlichen Namen zu verlieren, von dem ich sagen kann: er ist von mir bis auf den heutigen Tag, wissentlich wenigstens, nie befleckt worden. Glauben Sie mir nun, dass ich mit meiner ganzen literarischen Ehre einstehe für das, was ich sage. Und das heisst: nicht darin erkenne ich meine Aufgabe, an Shakespeare so herumzuinterpretieren, bis etwas für uns Günstiges herauskommt, sondern es ist meine redliche kritische Ueberzeugung, dass ich ihm und seinen Absichten gerecht werde mit meiner Interpretation. Und das erste Wort dieser meiner Ueberzeugung muss ich gegen die Art, wie bisher das kritische Geschäft betrieben wurde, richten. Denn wollen Sie mir glauben, es ist nicht Leichtfertigkeit, wenn ich sage: Selten hat es sich so deutlich wie im Shylock-Falle gezeigt, wie verhängnisvoll und verderblich jene Art der Betrachtung und Auffassung literarischer Werke ist, welche immer nur bei der Classicität der Form verweilt und alles nur ästhetisch nimmt und mit Generaleindrücken über die Handlungs-, über die Thatsachen-Elemente einer Dichtung hinweggeht, indem sie sagt: Wer wird sich denn um das Detail bei dichterischen Erzeugnissen kümmern? Wenn man die Juden schon politisch gehörig geklopft hat, dann nimmt man, wie gesagt, in den Ruhepausen auch noch das dünne Peitschchen her, welches sich „Shylock" nennt, und nennt es „Beweismoment", um damit weiter zu peitschen; und trotz alledem schwimmt die Art Betrachtung literarischer Kunstgebilde, welche seit ungefähr 100 Jahren in Deutschland geübt wurde und noch gegenwärtig geübt wird, in Aesthetik und gibt sich nicht die Mühe, zu analysieren, ob dieses „Beweismoment" auch wirklich beweisend ist?

Die Shylock-Sache fängt nämlich vor allem nicht dort an, wo die Kritik sie beginnen lässt. Der Dichter freilich wählt den Ausgangspunkt seiner Handlung nach gewissen Rücksichten, die er dem Interesse der eigenen Sache, dem Interesse der möglichsten dramatischen Wirkung oder oft auch der Idee seines Werkes schuldet. Aber für den Erklärer und den, der der Sache nachdenkt, bietet sich die Knospe anders dar, nicht mehr im geschlossenen Zustande; oder, um ein deutlicheres Bild zu gebrauchen, die Leinwand rollt sich zum historischen Bilde auf, und aus dem Drama wird das Nacheinander des Epos, der Erzählung. Und so hat auch hier die Sache irgendwo an einem Punkte angefangen, der noch vor dem Augenblicke liegt, wo der Kapellmeister mit dem Taktstocke abklopft und die Glocke des Inspicienten das Zeichen zum Aufgehen des Vorhanges gibt; ja, die Sache fängt bei etwas an, das der be-

rühmten ersten Scene vorhergeht, und das ist der Umstand, dass schon zu der Zeit, in der das Stück spielt, so mancher in Venedig lebte, der Augen hatte für die Verderbnis und die Schäden der Zeit und die Niederungen, in denen der Geist jener Zeit dahinlebte. Da war ein Edelmann, der keine Freude fand an dem öffentlichen Leben seiner Heimatstadt. Sie kennen ja aus der Geschichte das öffentliche Leben jener Tage. Wir in Oesterreich tragen noch Spuren davon, in Dalmatien, in den schauderhaft ausgerodeten Wäldern, und das ganze Karstgebiet entlang. Wer hat uns diese Erbschaft zurückgelassen? Die venetianischen Aexte haben dabei mitgethan; es ist alles menschenleer, kahl und ausgeraubt; und wenn Sie in Griechenland die zerschossenen Säulen des Parthenon und andere herrliche Architekturen sehen, glauben Sie ja nicht, dass dies allein das Werk der Gallier ist, die da wütheten, bevor sie Christen wurden, oder dass die Türken allein es gethan haben in ihrem mohammedanischen und aller Civilisation feindlichen Unverstand. Nein, nein, die Geschichte hat es verzeichnet: es waren auch christliche und speciell venetianische Kugeln und Schwerter dabei. Denn Venedig, das war ein Staat mit einer tüchtig ausgebildeten Händlermoral. Ihm war der Vortheil oberstes Gebot, und wenn es einen anderen in seinen Fängen hatte, dann sog es ihm das Blut aus den Adern — unbeschadet aller sonstigen ästhetischen Cultur. Wir verbreiten heute in China das Christenthum und exportieren dahin Opium und hundert andere Waren, und als man noch in der Zeit der Kreuzzüge stand, haussierte man auf der venetianischen Börse auf den Ansbruch von Kriegen hin, die in Constantinopel wütheten, und zwar nicht zwischen Türken und Christen, sondern zwischen Christen und Christen — denn es gab ja dort noch keinen Islam. — Man leistete allen Parteien Dienste, brachte bewaffnete Succurse jedem, der da zahlte; wie es heute einen Oesterreichischen und Norddeutschen Lloyd gibt, so gab es damals einen in Venedig, dem die Truppenverschiffungen reiche Profite abwarfen, und bei dem also der bare Nutzen höher als die christliche Gesinnung notierte. Und das war also eine Vielpercentigkeit, gegen welche diejenige unserer vielpercentigen Herren geradezu zwergenhaft erscheint. Aber, wie gesagt, in der Heimat selbst, auf venetianischem Boden, war es anders, da war die Moral zuhause und erschuf ein wahres Culturparadies mit Menschen, die nur in Sammt und Seide giengen, mit einer unvergänglichen Heiterkeit, die den Carneval schuf, mit allem Farbenjubel, allem Malerischen, allen Stätten, in denen man der holden Idee der Kunst diente, und all den herrlichen Palästen, in deren Kellergewölben Ihnen heute noch jeder Cicerone die unterirdischen Kerker zeigt. Da führte man einen über die Seufzerbrücke, und es öffnete sich eine Klappe, und der arme Sünder, ob nun Verbrecher oder nur unbequemer politischer Gegner, stürzte — Köder für die Fische — in die Tiefe, und gerettet waren das Recht und der Staat. Mit dem Papste stand man im Punkte des Christenthums gut, im Punkte der Politik meist sehr schlecht. In manchen Epochen vergieng kaum ein Jahrzehnt, wo der Senat nicht drei- oder viermal unter dem päpstlichen Interdict stand. Man war Macchiavell gegenüber dem Papst, zuweilen war der Papst Macchiavell gegenüber dem Senat, und so gieng es fort. Aber selbstverständlich betraf das alles die Gesinnung im Punkte der Religion nicht; in diesem Betrachte hielt sich Venedig unentwegt rein und zündete, wenn es um die Dinge des Jenseits gieng, Scheiterhaufen an, ohne nach den Erwägungen des Diesseits zu fragen, und liess so manchem Delinquenten ebenfalls die Haut vom Leibe schinden, die Nägel zwischen den Daumschrauben zusammenpressen, die Zähne, einen nach dem anderen, herausziehen oder die Leiber auf spitzige Pfähle werfen, sie auf das Rad flechten, sie langsam im eisernen Ofen rösten und wie das alles sonst noch durch soviele Jahrhunderte die Methode war. Wir in Oesterreich participierten ja auch daran; nicht weit von Wien, in Wiener-Neustadt, wurden ungefähr in derselben Epoche unter Kaiser Albrecht, ich glaube tausende von Juden verbrannt. Und man weiss es

a, man war nicht wählerisch in jenen Tagen, man war unparteiisch und verbrannte nicht nur Juden, sondern auch Christen, und nicht nur wegen offenbarer Verbrechen, sondern wegen ganz anderer Dinge. Es war eine Welt, in der die Marterungen aller Art, je schauerlicher, desto mehr, zum von Herren und Damen ersehnten Schaugepränge gehörten. Den Menschen von heute stehen die Haare zu Berge, wenn sie hören, dass einmal ein Ungläubiger ein Pfund Fleisch aus dem Leibe seines Schuldners verlangte; die Vorfahren dieser Menschen, nicht wahr? kannten das alles nicht. Kurz und gut, sie lebten in der besten aller Welten und machten aus der Erde ein Paradies.

Und da gab es nun, sage ich, einen Edelmann, dem diese beste aller Welten keine Freude machte und alles Thun und Treiben in dieser blutrünstigen Wildnis ein schauerlicher Greuel war. Es war die Zeit des Cinquecento, wo auch schon aus dem Osten her ein Strom von Gesittung und Bildung herüberzukommen begann. Alte Bücher wurden herübergebracht, marmorne Statuen hatten sich aus ihren Gräbern wieder erhoben, und wie mancher andere Nobile, verliebte auch er sich in diese Marmorgebilde, die kein Leben hatten, aber den Traum eines besseren Daseins vorzauberten. Ich stelle mir gerne vor: vielleicht war es einer, der mit Galilei dachte oder vielleicht den Macchiavelli gehört hatte und etwas von dem Geiste Friedrichs II. in sich hatte, der ein grosser Heide gewesen war; und so wendete er sich ab von der im Blute ertrinkenden Scheinfrömmigkeit jener Zeit und jener schaudererregenden Civilisation und jener greulichen Staatsweisheit; und obwohl selbst einer der millionenreichen venetianischen Herren, liess er Venedig Venedig sein, zog sich auf einen einsamen Sitz tief im Lande zurück, nach einem Schlosse, Belmont, das keine Schlachten sah und keine Geschäftläden, hatte und wo er nun ein Leben dahinlebte, von dessen Augenblicken er keinen auf die Jagd nach den silbernen und goldenen Kästchen des Glückes, keinen auf die Suche nach Macht und anderen blutigen Paradiesen verschwendete. Und ich zweifle, ob er sich je, mit seinen Gedanken und Träumen und mit seiner Tochter Porzia allein, langweilte. Er war sicherlich, obschon es noch keinen Cook gab, nach der Sitte der Zeit durch Europa gereist, hatte an Höfen geweilt und die richtige Schätzung gewonnen für alles, was da äusserlich blendet und prunkt. Denn überall hatte er denselben alten Adam mit dem nie sich entkrustenden Herzen gesehen. Bis er auf einen traf, der ihm auffiel, weil alles an ihm eine so anmuthige, bescheidene und ihrer selbst noch unbewusste Menschlichkeit kundgab — es war ein armer und unscheinbarer Edelmann namens Bassanio. Der war kein Star, er spielte die zweite Geige, als er denen von Belmont zum erstenmale zu Gesichte kam. In Gesellschaft eines Grandseigneurs, des Marquis von Montferrat, war er gekommen und hatte keinen Ruhm, keinen grossen Namen, keine stolzen Würden und Bestrebungen mitgebracht — ja nichts, als sein gutes frohes Gesicht und seine freundlichen Augen, und in allem Liebenswerten etwas Klares und Gerades, was tiefes Vertrauen zu ihm gab. Seine Rede hatte so gar nichts Grosses, aber nichts darin war schal, in jedem Worte eine besonnene Redlichkeit und Güte, und in allem sprach sich ein erquickend einfaches, ungesuchtes und ungekünsteltes Wesen aus. Und da entspann sich denn der Roman. Wovon sprach man? Von Welt und Menschenwert und Menschen, und der alte Edelmann von Belmont sah da nun einen von den Jünglingen, die Shakespeare liebt und mit so tiefer Innigkeit ausmalt: einen aus dem Geschlechte der Orlando und Romeo, einen minder feurigen und übermüthigen und genialen, aber nicht minder redlichen Charakterverwandten des jungen Prinzen Heinrich. Ja, da war einer, der nicht Doge, noch Connetable, noch Politiker werden wollte, und der weder Schiffe auf dem Meere hatte, noch in Dalmatien, Griechenland und Cypern die Ungläubigen zu Haufen hingeschlachtet hatte; und da stiegen in der alten Seele Gedanken an den Tod auf, und sie begann zu fragen: Wie sichere ich, wenn ich nicht mehr bin, meinem einzigen Kinde das Glück?

Nun reicht meine Phantasie nicht aus, um genau zu verfolgen, wie in dem Kopfe des Dichters diese Fäden sich weiter spannen; aber mir scheint, als der alte Mann im Sterben lag und zum letztenmale mit brechenden Augen auf seine Tochter sah, da regte sich ein letztes Wünschen in ihm, und es hätte sich leichter sterben lassen, hätte er neben ihr den jungen Edelmann gesehen. Und darum auch, meine ich, hatte vorher schon eine gutmüthige Intrigue gespielt, vermittelst derer dann dem Bassanio die Ahnung sagen konnte es werde ihm im Kästchenspiel nicht misslingen, wenn er nach Belmont käme. Wer weiss, vielleicht hat sogar in seinen Reden irgend etwas den ersten Anstoss zu diesem Spiel gegeben, zu dieser Abwägung von Gold- und Silberglanz, der trügerische und erbarmungswürdige Nichtigkeit einschliesst, und dem schlichten Metall, in dem das Beste sich birgt, und das die Thorheit ob seiner Schlichtheit nicht begehrt. Und wer weiss, sage ich, vielleicht sagte sich der Sterbende: Wenn Bassanio kommt, dann wird mein Kästchenspiel aufhören, ein Zufallsspiel zu sein, und es wird offenbar werden, dass ich mein Liebstes keineswegs der vagen Rathelust preisgebe, sondern dass dieses Spiel so recht die Probe auf den Charakter einschliesst . . .

Aber nein, lassen wir das, ich verliere mich bereits zu viel in das „Vielleicht“ und „Wer weiss“. Kehren wir zu dem bestimmt Gegebenen zurück. Der junge Cavalier fühlt sich irgendwie ermuthigt, um Porzias Hand zu werben. Aber Sie wissen ja, er findet darin starke Concurrenz. Alleinige Erbin eines geradezu ungeheuren Vermögens, sah sie aus der ganzen Welt der Christenheit, wo man immer nur theoretisch nach den Dingen aus jener Welt ausschaute, Freiwerber erscheinen, und sie alle trieb nach Belmont — welches Gefühl wohl, welcher Grund? Hatte ihrer auch nur ein einziger das Mädchen vorher gekannt? Ja, hatte sie einer auch nur wenigstens mit seinen Augen gesehen, geschweige denn sich ein Bild von ihrem Charakter gemacht? Ja, man wird mir sagen: Wer wird den zweifellos anekdotenhaft dünnen Einschlag in den Voraussetzungen eines Lustspiels so furchtbar sachlich und realistisch nehmen? Aber ich antworte: Aus einem Stück, das sich also zweifellos auf einer Anekdote aufbaut, macht man eine Geisel für uns, um immer und immer wieder in die Gewissen den Glauben an die verruchte jüdische Geldgier hineinzupeitschen, und ich sollte nicht das Recht haben, die anderen in dieser Anecdote mitlaufenden Fäden zu betrachten, die anderen Leitungsdrähte, welche zur Jeunesse d'orée der Zeit hinführen und zeigen, dass sie ganz ebenso wie der Jude voller Geld- und Habgier war? Wie! Bedenken Sie doch: vielleicht war Porzia mit all ihren Millionen und ihrer gepriesenen Schönheit eine Manon Lescaut, eine Margarethe, eine in Blut und Unglück gebadete Messalina, und nicht einem einzigen dieser idealistischen Jugend fiel es ein, sich zu sagen: Ich gehe dahin, um mich für Lebenszeit an ein Wesen zu ketten, ohne ihre Art zu kennen . . . Vielleicht ist sie vom Geschlechte der römischen Marozzien, vielleicht in einer Person Phryne und Klytemnästra, von der Frage gar nicht zu sprechen, ob sich bei Abwesenheit dieser schlimmsten Voraussetzungen auch nur Herz zu Herz finden wird? Und dennoch werbe ich um sie! Und es ist also offenbar: das nackte Geld, die amerikanische Mitgift allein bestimmt mich zur Werbung — nicht die Seele, sondern das Geld allein! . . . Und da müssen wir uns doch sagen: Wenn je in unseren Büchern und Gesprächen und Arbeiten über die Unmoral der Convenienz-Partien abgeurtheilt wurde so standen die Gesinnungen, mit denen man diese Convenienz-Ehen, abschloss, doch noch thurmhoch an Sittlichkeit über den Gedanken, mit welchen diese Herren aus der Christenheit dahinzogen, um in einer Lotterie sich eine Ehefrau zu ziehen. Denn siehe, da kamen sie, die Prinzen, Markgrafen, Grafen und Adeligen aus allen Landen, und da sass nun die arme reiche Erbin mitten in ihrem Reichthum und sog Verachtung vor ihnen allen und ihrer schmutzigen Goldgier ein, und verstand das Problem besser, als unsere Kritiken es

verstehen, und wusste: Thier ist Thier, nur wälzt sich das eine lieber im Schmutz und das andere lieber im Golde, und der Himmelsstrich wo sie geboren, die Religion, in der sie erzogen sind, die Nation, der sie angehören, begründet keine Ausnahme, und am Golde hängt, nach Golde drängt alles, mit Preisgebung des eigenen Glückes und der eigenen gottgeschaffenen Seele . . .

Und dazu noch ein anderer Gedanken- und Gefühlscomplex. Denn, sagt sich die arme amerikanische Braut, was für ein Elend und was für ein Jammer, dass mein Vater mir das angethan. Dem Zufall bin ich preisgegeben, eine Losnummer, die zufallen wird, wem, ach, wem? Da sieh' den Germanen! Wie ist er heute noch, in der Shakespeare'schen Zeit, so wild und rauh und allem Zartgefühl fremd, und zerstampft, wenn in ihm der Furor teutonicus erwacht, alles unter seinen Füssen, ganz so wie damals, als er sich noch Vandale nannte und alles, was hold, gut und schön war, roh zerschlug! Dann sieh den Franzosen — wie äusserlich, wie windig und leer; wie geckenhaft an Geist wie im Rock, alle Sinne auf Schein und Repräsentation, auf das Gefallen- und Brillierenwollen gerichtet; und lächerlich darin, und aus dieser lächerlichen Spielerei mit Tand und Schein eine Treulosigkeit hervor wachsend, die die Charaktere leicht bis in das innerste Mark vergiftet! Und dann der Engländer — denn Shakespeare ist gerecht und macht aus dem Charakterelend der anderen kein Piedestal für seine Natur -- trinkt er nicht? Beherrscht er sich? Ist er nicht wie ein willenloses Geschöpf den Anfällen irgend eines Kollers unterworfen und ist er von der Mordlust frei, die in den Geschlechtern seiner Könige herrschte, und würde er nicht, wenn es darauf ankäme, vielleicht auch wie sein König Jakob der Hinrichtung seiner Mutter zustimmen, wenn er dafür 600.000 Goldgulden und die Zusicherung einer fetten Erbfolge erhielte? . . . Und so ist es auch mit dem Spanier, der da mit seiner silbernen Aeusserlichkeit daher kommt, der fühllos ist, wenn er fühlen soll, mattherzig, wo ein Wurm empfinden müsste, und der mit Hilfe von Doggen seine metaphysischen Anschauungen verbreitet, Stiere von Menschen, Menschen von Stieren tödten lässt, und mit Hunden auf arme Wesen Jagd macht, die er Wilde nennt, weil sie nicht seines Glaubens sind und weil er ihre Gold- und Silberbergwerke braucht. Ja, das ist die Gesellschaft, deren Repräsentanten da aus allen Weltgegenden zusammenströmen, und auch der Sohn der Wüste, der heissen Zone fehlt nicht, der Marokkaner mit dem Minimum von einem Gehirn, dessen ganze geistige Thätigkeit im Wüstensande verlief und von dem die Welt zu ihrem Nutzen nichts weiter zurückbehielt, als einige Teppiche und Zieraten und gutgeschweisste Schwerter, um damit Köpfe abzuschlagen. Und die ganze Welt also, die Vertreter von zwanzig Nationen, geben sich hier Rendezvous; jeder den Typus seiner Nation darstellend, — jeder mit einem Abbruch der Menschlichkeit, und zwar mit Schädlichkeiten, die fast den ganzen übrigen Rest des menschlichen Wesens aufheben; und bei den Besten von dem holden Bilde der Menschlichkeit nur ein Torso, und bei vielen nur noch Trümmer und Splitter von dem Bilde . . . Und die Rechnung, die dabei herauskommt? Shakespeare macht sie für uns alle, Porzia aber im Augenblicke nur für sich. Für sie steht es fest: sie ist unglücklich; Shakespeare aber sieht, dass man all diesen einzelnen, all diesen Völkern, all diesen Christen Abbruch und Schädlichkeit nicht anrechnet. Nein! Trotz alledem ist es dem Deutschen gestattet, stolz sein Haupt durch die Welt zu tragen; dennoch begreift man den Engländer, wenn er stolz ist, und den Spanier, wenn er sagt: ich habe mehr Ursache, stolz zu sein, als jeder andere. Und ist es nicht wunderbar? Jeder sieht den anderen, jeder kennt nur allzu genau die typischen Fehler des anderen, und dennoch schweigt die Stimme des Urtheils und jeder sagt zum anderen: Du bist Mensch, denn du bist Christ. Und nun denken Sie sich — aber ist es nicht Wahn, Ihnen das auch nur zuzumuthen? Gerade das, was ich Sie bitten will, jetzt zu denken, ist ja einfach undenkbar! Unsere Phantasie kann mit

einem Vogel Grelf, mit dem Geiste Dschardscharis spielen; nur eines vermag sie nicht: sich vorzustellen, dass auch ein Jude so vermessen gewesen wäre, sich nach Belmont zu wagen. Denn das ist einfach absurd. Portiere sind bekanntlich nicht höflich, aber der Portier von Belmont wäre schon für geistesabwesend gehalten worden, wenn er nur gesagt hätte: „Hinaus, denn Du bist ein Jude, und wärest Du der Beste, Du gehörst nicht hierher, denn Du bist kein Christ."

Da fügte es also, wie gesagt, die Intrigue oder die innere Stimme, oder worin Sie nun den letzten Anstoss suchen wollen, dass sich Bassanio — der einzige, wie ich hinzufügen will, der Porzia wirklich liebte — zur Mitbewerbung entschloss. Allein es fehlte ihm an den Mitteln; thu' Geld in Deinen Beutel, heisst es ja auch beim Werben; und da wandte er sich an einen Freund, Antonio, einen vom Kaufmannsstande, und zwar ebenfalls einen Millionär, der Freude an dem jungen Edelmanne und dessen Umgange hatte und dieser seiner Gesinnung auch schon wiederholt Ausdruck gegeben hatte, denn er war nie sparsam, wenn es galt, den jungen Cavalier aus seinen Nöthen zu ziehen.

Aber in der letzten Zeit war mit ihm eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Dieser von den Sorgen der Ehe nicht geplagte und in heiterer Gesellschaft sich wohlfühlende Gönner und Freund des blendendsten Edelmannes von Venedig, dieser temperamentsvolle und starke Mann, der als Kaufmann so energisch dazusah, war auf einmal melancholisch geworden — und niemand wusste den Grund. Freunde stellten ihn zur Rede, fragten nach der Ursache — und ich bitte, verehrte Damen und Herren, nicht zu glauben, dass wir jetzt auf hohes dramatisches Gebiet gerathen; nein, sondern wir verbleiben auf dem Gebiete der kleinlichsten, gewöhnlichsten Alltäglichkeit. Nämlich Antonio versichert, nicht zu wissen, woher seine Stimmung kommt, und da bemerkt ein Freund, wie wir in ähnlichen Fällen es auch thäten, wann wir den Patienten um jeden Preis beruhigen wollten dass doch kein Anlass, sagen wir: einen Arzt zu consultieren, vorhanden sei. Durchaus nicht. Antonios psychische Verstimmung erklärt sich ja so einfach! Hat er nicht Anlass zu Sorgen? Soundso viele Schiffe schwimmen ihm auf hoher See — muss das nicht nervös machen bis zur Reizbarkeit? Wie, wenn ein Unfall passiert, wenn ein Schiff an ein Riff stösst oder ein Leck bekommt und scheitert oder von Corsaren überfallen wird . . . Und wie Salerio so spricht, verfärbt sich der Melancholiker, beisst die Lippen zusammen, schweigt, und verfärbt sich wieder; aber die aus den Reihen der Jeunesse d'orée hervorgegangenen Freunde bemerken dies in ihrer Naivetät nicht; und der zarte Solario fühlt gar nicht, dass er dem Manne sozusagen den Dolch in der Wunde umdreht, wenn er diese Art, Schmerzen auszureden, aufnimmt und nun seinerseits ausmalt, wie er als Schiffsherr immer und überall, beim Löffel Suppe und beim Gang in die Kirche, an Orkan, Riffe und Untergang denken würde — und der Melancholiker schweigt! Aber schliesslich nimmt er doch das Wort und sagt: Nein, es können doch nicht fünf Schiffe gleichzeitig scheitern! Und ist denn sein Vermögen auf die Schiffe allein gestellt? Auf festem Boden ist wahrlich auch noch anderes da! . . . Und diese Erklärung ist sehr wichtig, denn wenn man auf dem Rialto vernimmt, dass das ganze Gut schwimmt und Antonio bereits verstört und unruhig ist, was wird man sagen? . . . So aber ist die Firma aufrecht und nur der Mann unter die Melancholiker gegangen, und nur wenn einer infolge Bankerotts schwermüthig wird, entweicht das Mitleid und kommt die Kritik der reinen Vernunft. Und so ist also alles gut, die beiden Freunde scheiden, und es erscheint Bassanio mit einer Bitte — mit der Bitte, ihm ein letztesmal zur Ausrüstung nach Belmont 3000 Ducaten zu leihen! . . .

Und siehe da, was geschieht? Etwas, was doch merkwürdig ist; und wenn ich Dramaturg wäre, würde ich es sichtbar werden lassen, denn auf der Bühne spricht zu dem Zuschauer nicht bloss das Wort, sondern auch der Vorgang, dessen Zeuge wir sind, so dass wir wahr-

nehmen, wie einer roth oder blass wird, und wie er blickt oder mit der Antwort stockt und ihm der Athem plötzlich kurz wird. Es geschieht also, sage ich, dass Antonio sich eine Secunde lang über das Brückengeländer, an dem er lehnt, hinabbeugt und in die Tiefe da unten starrt und für sich die schmerzhaften Worte flüstert: „Das auch noch!“ Denn wie ist ihm mit einemmale zu Muthe! Kann er einfach „Nein“ sagen? Von dem besten Freunde sieht er sich jählings zu dem bittersten und auch gefährlichsten Geständnisse gezwungen: Zahlungsnoth . . . die Schiffe längst fällig, kommen nicht. „Mein Gott, was soll ich denken? Und ich habe sonst nichts Verfügbares, bin selbst schon in Verlegenheit, und wenn bekannt wird, dass ich Bargeld aufnehmen muss, dann wanke ich von selbst. . . Also triviale kaufmännische Calculation eines in Bedrängnis befindlichen Geschäftsmannes. Aber auf einmal wird es dramatisch, — denn jetzt geht es nicht anders, der Melancholiker muss herausrücken mit dem Grunde seiner Melancholie! Aber geht es wohl, das alles so herauszusagen? Das thut selbst die Verzweiflung nur im äussersten Augenblick, und jetzt im Gegentheil muss man noch gute Mienen machen, den Schein aufrechterhalten, dass es etwas Unbedeutendes ist und mit: „Nein, das ist doch ärgerlich“ und „Nein, das ist zu dumm“ den Schein hervorrufen, dass das Fatalste daran ist, dass man dem Freunde mit einer solchen Lappalie nicht gleich dienen kann. Wird so aber das Ganze zu einer blossen Kleinigkeit gemacht, dann kommt nothgedrungen und von selbst das Wort auf die Lippen: „Weisst Du was, schaff' Dir die Lappalie, ich bürge natürlich für alles“ — denn einen anderen Beweis für die Geringfügigkeit der Situation hat ja der um den Schein Bangende nicht mehr. Und dann heisst es weiter: „Such' Du nach dem Gelde, ich werde auch suchen.“ Dem Edelmanne klingt das selbstverständlich und einfach, und doch ist dabei das Seltsam-Komische, dass eben ein junger Cavalier herumgehen muss, um Geld aufzutreibea für einen, d er ein aufrechter Firmenchef ist! Denn wohlgemerkt, das Suchen muss eben dem Bassanio überlassen bleiben. Antonios Credit ist doch wohl schon zu stark überlastet, sonst hätte er ja ruhig sagen können: Warte bis morgen, ich kann ja mühelos den Betrag aufnehmen — und nun geht die Handlung um eine Etappe weiter, denn was soll Bassanio jetzt thun?

Nun, es steht im Stück. Beziehungen zu Geldverleihern hat er nicht, bisher hat ihm ja immer Antonio geholfen. Er klagt also seinen Freunden seine Noth, und da ist einer, Lorenzo, der weiss lachend Rath. Denn er kennt einen Mann, an den man sich bequem wenden kann, und er denkt an ihn sogar mit besonderem Vergnügen: „Natürltch bin ich seine Kundschaft,“ spricht er, „und Du wirst es mir schon glauben, umsonst hat er mir niemals Geld gegeben. Aber ich verzeihe ihm alle Percente, die ich je gezahlt habe, denn ich habe ihm so unter der Hand halb schon seine Tochter Jessica abwendig gemacht. . .“ Und so macht sich also Bassanio auf den Weg, und bei der nächsten Wendung schon stehen wir vor dem Huaptproblem, vor dem Geheimnisse dieses Stückes, vor der Frage: Was ist dieser Shylock, Bestie oder Mensch?

Lassen Sie uns aber nun ganz langsame Schritte machen; denn wir haben, criminell gesprochen, nach einer Absicht und nach dem Augenblicke ihrer Entstehung zu suchen; und so ein Augenblick, wo in der Seele etwas zum erstenmale aufglimmt, das ist wie ein Pünktchen von Sandkorngrösse, und nach solchen Pünktchen, nach Stecknadelköpfchen gleichsam, sucht man nicht mit Eilzugsgeschwindigkeit vom Eisenbahnwaggon herab.

3000 Ducaten auf drei Monate, wofür Antonio Bürge sein soll — nicht ein Wort verräth, dass Shylock die Sache anders nimmt und tractiert, denn als das, was sie ist, nämlich als geschäftlichen Antrag. Nur stutzt er einen Moment, denn ihm fällt das Ueberraschende an der Sache im Augenblick auf: Wie, ein grosser Kaufmann, ein Millionär, verbürgt sich gewöhnlich nicht; wenn er helfen will, öffnet er die eigene Geldlade, denn der Umweg der Verbürgung passt nicht zu

seinem Stande, das ist sein Noblesse oblige, und weicht er davon ab, dann ist eben etwas nicht recht . . . Und Bassanio bemerkt das Stutzen und Lachen des Mannes und meint beinahe verletzt: „Wie, zweifelst Du an der Bonität dieser Bürgschaft?“ Worauf nun Shylock antwortet: „Ah, so weit sind wir nicht! Gewiss ist der Mann gut, und zwar trotz etwaiger momentaner Geldknappheit“ . . . Und er lacht wieder. Denn „Sieh, sieh, es ist doch eine Satisfaction, kommt der stolze Herr auch einmal zu uns? Und welch ein Reiz für den Witz, sich zu sagen: Schliesslich besteht seine Habe doch nur aus schwimmendem Gut, und das könnte man am Ende wirklich unsicher nennen, und es wäre doch ein Spass, wenn man dem hochmüthigen Gesellen so ins Gesicht sagen könnte: bei haarscharfer Abwägung aller Risken weiss ich nicht, ob es die Vorsicht nicht gebieten würde, Dir die absolute Bonität zu bestreiten. — Es wäre doch hübsch, nicht wahr, sich so den stolzen Herrn anzusehen, der uns nur immer flucht und tritt, anzusehen, wie er die Farbe wechselt und ruhig die Beleidigung einsteckt und sich hübsch aufs Bitten verlegt; denn diesmal wird er wirklich nicht speien, das Speien hat bei diesen Herren ein Ende, wenn die Geldnoth kommt . . . Aber das sind ja nur so Witze, die man sich im Innern ausmalt; Weg damit, Antonio ist Antonio, und eigentlich ist es ein Glücksfall, dass er sich an mich wendet; wer weiss, er hat Ansehen und Einfluss auf dem Markt, und vielleicht kann man es doch machen, dass er wenigstens sein Benehmen gegen mich ändert . . .“

Dies sage ich, denkt sich Shylock. und man muss es nur aussprechen, um einzusehen. dass er in seiner doppelten Eigenschaft als Geldmensch, sowie als verachteter und getretener Jude jetzt unmöglich etwas anderes denken kann. Sich vielleicht den Mann verbinden, sich ein Ende der thierischen Behandlung sichern — ist denn das gar nichts? Ist das allein nicht schon ein ungeheurer Profit? Aber dabei hat ihn die Satisfaction, den rücksichtslosesten Feind so hübsch als Petenten zu sehen, doch in die heiterste Laune versetzt, so dass er nun doch wieder einen Witz macht, indem er auf Bassanios Bemerkung: „Sei überzeugt, dass Du die Bürgschaft annehmen kannst,“ mit dem Worte erwidert, das anders als lachend gesprochen gar nicht gedacht werden kann: „Ich will überzeugt sein, und damit ich überzeugt sein soll, will ich überlegen, ob ich sie wirklich annehmen kann‘.

Nehmen Sie nun das alles und fragen Sie sich: Ist da wirklich schon für einen Dolus Raum? Stürzt sich Shylock wirklich wie ein Raubthier auf das Opfer, das ihm in das Netz gelaufen kommt, oder nimmt und tractiert er nicht vielmehr die Sache rein geschäftlich? Ja, ich bitte, bemerken Sie doch nur, um was für Minima sein Interesse kreist. Er erörtert den Betrag, die Frist, die Situation des Bürgen und macht dabei Witze nach seiner Art; und noch mehr! er vergisst nicht einmal an einen kleinen geschäftsmässigen Kniff, der besser als alles andere beweist, dass er mit allen Sinnen beim Geschäfte ist. Nämlich, ich weiss nicht, ob einer von Ihnen je in der Lage war, sich Geld auszuleihen; mir bitte ich zu glauben, dass ich schon in dieser Lage war, und noch immer wurde in einer solchen Situation von dem Geldgeber gesagt: „Ich habe das Geld nicht vorräthig, aber ich werde trachten, es zu beschaffen.“ Und die Bedeutung dieser Worte liegt auf der Hand: hat einer Mühe, mir das, was ich brauche, zu verschaffen, so kann er noch so und soviel mehr von mir verlangen. Und siehe da, selbst diesen Kniff lässt Shylock nicht ausseracht — und speculiert man so schon auf Antonios Fleisch? Gienge es ihm jetzt schon darum, dann würde er dem Manne ja das Geld auf den Präsentierteller entgegentragen!

So stehen also die Dinge, als zufällig Antonio des Wege kommt. Bassanio, der ihn gewahrt, eilt ihm entgegen und spricht: „Hier ist Shylock, von ihm sollen wir das Geld erhalten.“ Wie er dies spricht, durchzuckt aber den Kaufmann ein wahrer Schrecken. „Wie, Shylock? Das ist fürchterlich! . . . Nicht wegen der Zinsen, aber in den Händen eines Wucherers sein, das ist für den Besitzer eines intacten kauf-

männischen Namens fürchterlich, umsomehr, als der Mann mit seinem scharfen Verstande wie mit einem Dietrich sofort den ganzen Panzer meiner Lügen öffnen und sofort vermuthen und herumrathen wird, was das mit mir ist . . ." Aber was nun thun . . . das Geheimnis ist ja doch schon aus dem Hause, und da müssen also die alten bekannten Mittel der Verstellung herbei . . . Und wenn nun also Antonio jetzt im informativen Gespräche mit Bassanio mit angenommenen Hochmuth auf den abseits stehenden Juden blickt, so werden Sie die Ursachen der Potenzierung dieses Hochmuthes jetzt begreifen. Denn wenn ich Shylock in Anspruch nehmen muss und in Todesangst bin, dass ich damit vor ihm meine Situation decouvriere, was habe ich dann für ein anderes Mittel als jenes, welches von in begünstigter Stellung befindlichen Herren in ähnlicher Situation gegenüber dem Paria noch immer angewendet wurde, dass man ihm nämlich noch stolzer und anmasslicher als sonst entgegentritt, um zu markieren, dass man ihn eigentlich nicht nöthig hat? Gib Geld, Hund von einem Juden — Sie wissen, dass man das „Hund" nicht aussprechen muss, man kann es auch vom Gesichte herablesen — also gib Geld, Hund, obwohl ich es eigentlich nicht brauche . . . und um dieses letzte, dieses „Eigentlich nicht brauchen", geht es, das soll hauptsächlich durch die Vermehrung der Brutalität bewiesen scheinen, und das alles malt sich denn auch in Antonios Gesicht ab. Und Shylock sieht es aus der Ferne, und da erst entschlüpft seinem Munde: „Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich", und sodann das erste verfängliche Wort. „Denn sieh, wie er herüberblickt und sein Aussehen, sein Kopfzurückwerfen, und dieser noch anmasslichere, noch verächtlichere und feindseligere Blick mit einemmale alle Hoffnung auf Milderung seines Sinnes abdämpft! Und so kommt er also richtig jetzt noch, wo er mich braucht, als der Alte, und statt zu bitten wird er mich gar noch frisch anspeien, als derjenige, der uns immer nur geschmäht und sogar, wo es ihm keinen Nutzen brachte, am wüthendsten verfolgt hat . . . aus welchem Grunde und zu welchem Ende? Um uns zu ruinieren, um uns auch geschäftlich todt zu machen . . . aus purem Hasse . . . Ha, und dies selbst heute noch? . . . Na warte! Wie wäre ich froh, Dir diese Deine Blicke jetzt extra zu bezahlen. Un wenn ich Dir ja wirklich an die Hüfte rühren könnte, wie wollte ich mir da gütlich thun!"

Das also ist das erste verfängliche Wort, die erste Kundgebung eines Wunsches nach Vergeltung, und wir müssen fragen: Taucht etwa jetzt schon in ihm der Plan auf, Antonio ans Leben zu gehen? Wohlgemerkt, ans Leben! Und da bitte ich, sich zu fragen, ob Shakespeare, der die menschliche Seele besser als jeder kannte, einen solchen Unsinn beabsichtigen konnte, wo Anlass und Ausmass der Racheabsicht in einem so himmelschreienden Missverhältnisse stehen? Um Gott, bedenken Sie doch, dass schon nach den Gesetzen der Natur nicht jeder erste und leise Druck auf die Feder gleich die letzte und rasanteste Wirkung entfesselt, und dass die Absicht zu tödten in der Seele eines alten Mannes nicht schon durch eine blosse und noch dazu auf eine gewohnte Insulte hin entzündet werden kann! Denn dieses letztere spielt doch auch mit; dass es eine gewohnte und nur allzu alltägliche Insulte war. Welcher Christ behandelte damals den Juden anders, und wäre Shylock so leicht zu Explosionen geneigt, so hätte er schon hundertmal früher in seinem Leben explodiert. Und etwas kommt noch dazu, was den Schmerz solcher Augenblicke für das Empfinden des Juden nothwendig milderte, nämlich: sie entehrten ihn in den Reihen der Seinigen nicht. Es war das allgemeine Unglück, das über allen schwebte, alle gleich betraf, und darum eher als eine Vermehrung der Torturen, unter denen alle litten, denn als Schmach angerechnet wurde; ja vielleicht wuchs damit nur der Schein des Martyriums des einzelnen.

(Schluss folgt.)